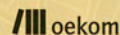


Henning von Vieregge

# Wo Vertrauen ist, ist Heimat

Auf dem Weg in  
eine engagierte  
Bürgergesellschaft

A smaller version of the oekom logo, consisting of the stylized bars and the text "oekom".

Henning von Vieregge  
**Wo Vertrauen ist, ist Heimat**  
Auf dem Weg in eine engagierte Bürgergesellschaft  
ISBN 978-3-96238-089-2  
240 Seiten, 14,8 x 21cm, 16,- Euro  
oekom verlag, München 2018  
©oekom verlag 2018  
[www.oekom.de](http://www.oekom.de)

# SICH UND ANDERE VERBINDEN

## 1. Die neue Nähe

Spricht man von Vertrauen oder gar Urvertrauen, dann sind die Menschen, die einen geboren haben, die ersten und wichtigsten Vertrauenspersonen. Ob sie dem gerecht werden, auch lebenslang, und welche Entwicklungen unter gesamtgesellschaftlicher Perspektive zu konstatieren sind, soll uns in diesem Kapitel beschäftigen. Dann stellen wir die gleiche Frage nach der Rolle in der Vertrauensbildung in Bezug auf Freunde und Nachbarn.

Unter dem Gesichtspunkt »bürgerschaftliches Engagement« ist Familie lediglich ein Abgrenzungsposten. Familienarbeit wird bei der Erfassung von bürgerschaftlichem Engagement nämlich nicht berücksichtigt. Diese Trennung ist doppelt fragwürdig. Zum einen lässt sich eine »Sorgende Gemeinschaft« nicht ohne einen Kern von Familienmitgliedern vorstellen. Bei allen Sorgeaktivitäten, vom Kind zum Greis, ist in erster Linie die Familie in der Pflicht. Je schwächer die Sorgeleistung der Familie, desto mehr sind staatliche Instanzen oder von ihr beauftragte Institutionen und Personen gefordert. Zum anderen ist die Abgrenzung zur Außenwelt porös geworden. Im Grenzgebiet zwischen Familie und Außenstehenden tauchen immer mehr Nichtfamilienmitglieder auf, etwa Freunde, die zu Wahlverwandten wurden. Dies können natürlich auch Nachbarn sein – erst Nachbarn, dann Freunde, dann Wahlverwandte. Die Entwicklung von der Großfamilie zur Kleinfamilie zur offenen Familie ist fließend.<sup>91</sup>

Im bürgerschaftlichen Engagement bleibt aber nicht nur die Familienleistung unberücksichtigt, sondern auch eine weitere für den gesellschaftlichen Zusammenhalt wichtige Form der Zuwendung: die nicht institutionalisierte, die kleine Form, das informelle Engagement.<sup>92</sup> Alles zusammen bildet gewissermaßen das Personal eines neuen Wir, auf das ich im Schlusskapitel zurückkomme. Es steht zwischen Dorfwärme und Stadtkälte, zwischen Dorfdruck und Stadtfreiheit in neuer Nähe, teilweise schon jetzt gelebt, teilweise als Wunsch von vielen.

---

91 Wobei Cornelia Coenen-Marx, *Noch einmal ist alles offen. Das Geschenk des Älterwerdens*. München 2017, S. 109, darauf verweist, dass die christliche Kirche von Anfang an ein Familienverständnis hat, »das nicht allein auf Verwandtschaft beruht, sondern auf Zusammenhalt und Vertrauen auch über Unterschiede hinweg«.

92 Dazu weiter unten mehr (S. 82 ff.).

## 2. Familie

Das heutzutage vorherrschende Modell hierzulande ist das der Kleinfamilie. Ihr wird eine hohe Bedeutung zum individuellen Lebensglück zugemessen. Allerdings mit abnehmender Tendenz, wie Allensbach im Zeitvergleich zwischen 1979, 1991 und 2010 in einer Umfrage feststellte. Bei den 45 bis 59-Jährigen zum Beispiel wurde die Frage »Glauben Sie, dass man eine Familie braucht, um wirklich glücklich zu sein – oder glauben Sie, man kann allein genauso glücklich leben?« 1979 zu 78, 1991 zu 72 und 2010 zu 57 Prozent zugunsten der Familie bejaht.<sup>93</sup>



Regeln für alle. Gesehen in einem Baumarkt.

Wer nachlesen will, in welchem Umfang die jüngere Generation die ältere und die ältere die jüngere mit Geld und Zeit versorgt, dem sei die Generali-Altersstudie 2013 empfohlen.<sup>94</sup> Es lässt sich auch in dieser Studie nachlesen, dass die in den vergangenen Jahrzehnten stärkere Internationalisierung zwar die Familien räumlich weiter auseinandergebracht hat, die Verbundenheit untereinander aber kaum darunter gelitten hat. Die digitale Vernetzung mit der Möglichkeit, über jede noch so kleine Heldentat der Enkelin, des Enkels, die in Südafrika leben (oder anderswo außerhalb von Deutschland), in Bild und Text und gerne auch in Ton und Bewegtbild informiert zu werden, hält emotional zusammen.

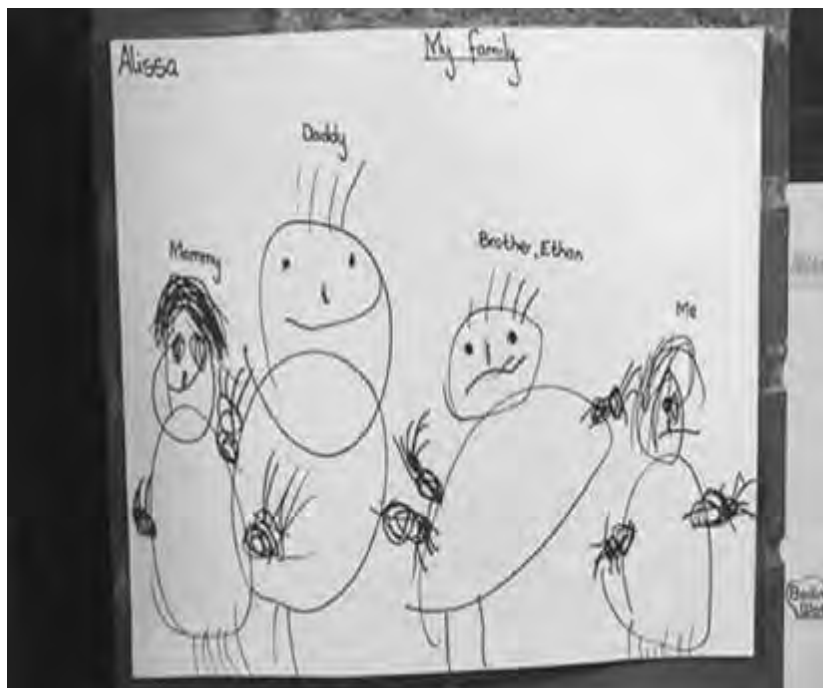
Aber wie heil ist Familie? Umfragen spiegeln nur begrenzt die Wirklichkeit wider, denn oft gehen Wunsch und Wirklichkeit auseinander. Die Wunschwirklichkeit wird in Umfragen als die reale Wirklichkeit angegeben. Die Abschottung familiären Geschehens lässt die Kehrseiten von Familie im Dunkeln.

<sup>93</sup> Generali Zukunftsfonds (Herausgeber) und Institut für Demoskopie Allensbach, Generali Altersstudie 2013. Wie Ältere leben, denken und sich engagieren, Frankfurt am Main 2012, S. 201.

<sup>94</sup> Ebd.

Nicht grundsätzlich geändert haben sich die Berichte über eine schöne, eine nicht wirklich schlechte und eine schlimme Kindheit. Wenn jemand wie Kurt Tucholsky seiner Mutter »unbändige Herrschsucht der Familienglücke, die auf Küken und ihn [gemeint ist der Vater] gleichmäßig hackte«, attestiert, so stellt man sich eine unerfreuliche Kindheit vor. Erst recht, wenn Tucholsky noch einen draufsetzt und schreibt: »Hier war ihr Reich; und der weite Horizont war verbaut. Hier herrschte sie, herrschte mit allen Mitteln. Mit Gewalt, mit Schlägen, mit der Lüge, wenn man das Wort Lüge für jemanden benutzen kann, der nicht weiß, was Wahrheit ist. Der Familienvater war da – Rechte hatte er nicht (weil er nicht die Kraft hatte, sie sich zu nehmen).«

Die Klage über Eltern, die entweder durch ihre Unnahbarkeit oder, im Gegenteil, durch ihre Distanzlosigkeit ihren Kindern die Kindheit erschweren, ist verbreitet. Sie steht im Gegensatz zum so oft beschworenen Glück der Kindheit. Um noch mal Tucholsky zu zitieren: »Die Familienzugehörigkeit befördert einen Krankheitskeim, der weit verbreitet ist: Alle Mitglieder



Enkelin Alissa zeichnet die Kernfamilie. Daddy ist in Wirklichkeit nicht größer als Mommy.

der Innung nehmen dauernd übel.« Der gallige Tucholsky steht für viele, die von unglücklicher Kindheit berichten, ob mit Recht oder zu Unrecht ist selten eruierbar; zumeist sind die Kritisierten schon lange im Grab und haben somit keine Chance, ihre Sicht der Dinge zu schildern, auch ihr eigenes Aufwachsen nicht.

Im Selbstverständnis von Familie gibt es Beständigkeit und Wandel. Beispielsweise ist hierzulande nicht nur in der Schule, sondern auch in der Familie körperliche Gewalt als Mittel der Erziehung nicht mehr selbstverständlich, sondern gilt als kritikwürdig. Die oft naive und keineswegs nur positive Infragestellung jeglicher Autorität, wie die sogenannten 68er sie in vergnüglicher Grausamkeit praktizierten, hat hier unzweifelhaft Gutes bewirkt.

### **Familie verändert sich**

Für den 7. Altenbericht steht fest: Familie verändert sich, wird bunter und verstreuter. Die Folge ist, dass die Unterstützungsmöglichkeiten innerhalb von Familien aus drei wesentlichen Gründen rückläufig sind:

- Die gesamtgesellschaftliche Mobilität nimmt zu. Dies hat zur Folge, dass die erwachsenen Kinder immer seltener am selben Ort wie ihre alten Eltern oder zumindest in deren Nähe leben.
- Die Frauenerwerbsquote steigt an. Weil immer noch die Frauen (Ehefrauen, Töchter oder Schwiegertöchter) die meiste Sorgearbeit übernehmen, haben auch immer mehr Frauen mit den bekannten Problemen der Vereinbarkeit von Pflege und Beruf zu kämpfen.
- Es gibt weniger Kinder. Wegen der schon lange vergleichsweise niedrigen Geburtenrate in Deutschland gibt es insgesamt weniger erwachsene Kinder, die die Pflege der Eltern übernehmen könnten.

Die Folgen? Sie treten noch nicht überall brennend auf, weil Großeltern oder Leihgroßeltern in die Bresche springen. Noch und solange sie das können. Wer kennt nicht Großväter, die ihre Kinderfamilien nie ohne Handwerkerkasten besuchen und die sich auch durch Schwindelanfälle auf der Leiter nicht davon abhalten lassen, Hand anzulegen. Oder Großmütter, die mit ihren Kindern (die Enkel schauen zu) um die Oberhoheit über Feudel, Besen und Staubsauger ringen. Aber was ist, wenn diese Generation abtritt und – ab 2030 – sich die große demografische Kluft zwischen denen, die versorgt werden wollen, und denen, die versorgen sollen, auftut?

Ein Streitthema ist die Digitalisierung. Über die Auswirkungen der Digitalisierung auf die Familie, speziell auf die Kinder, finden heftige Diskus-

sionen statt. Schädlich oder unschädlich? Die Juristenformel »Das kommt darauf an« hilft den hilfeschenden Erziehern nicht weiter. Allgemeiner wird nach den Folgen von Wohlstand und Behütetheit gefragt. Der Beitrag der Großeltern-Generation lautet: »Wir durften noch frei spielen und überall herumtoben.« Nicht selten sind sie es aber, die ihre Enkel nicht laufen lassen, sondern betreuen. Die Technik erleichtert die Überwachung.

Im 7. Altenbericht heißt es zur Situation der Familie, zugeschnitten auf das Thema »Pflege«: »Seit einiger Zeit wird deshalb verstärkt darüber nachgedacht, wie die Rolle der Nachbarn/Nachbarinnen, der Freunde/Freundinnen sowie der freiwillig Engagierten im Unterstützungsnetzwerk gestärkt werden könne, um auf diese Weise zumindest eine Entlastung und Unterstützung der pflegenden Angehörigen zu erreichen.«<sup>95</sup> In der Praxis ist eine Trennung zwischen Familie, Freunden und Nachbarn, die für eine Analyse wichtig ist, selten sinnvoll. Wenn Familie sich im Hilfsfall öffnet, kommen Freunde und Nachbarn als Unterstützer in Betracht, die Grenzen sind fließend.

Frauen sind die eindeutig stärker engagierten Familienarbeiter. Daran ändern auch stärkere Erwerbsquoten der Frauen nun auch in der alten Bundesrepublik nichts, zumal in diesem Teil unseres Landes die Teilzeitarbeit bei Frauen bei Weitem dominiert. Kommen Kinder, geht die Schere zwischen den Tätigkeiten von Männern und Frauen bei Erwerbs- und Familienarbeit noch weiter auseinander.

Durch die steigende Erwerbsarbeit von Frauen bei nach wie vor nur partieller Entlastung durch die Männer vergrößert sich die Kluft zwischen Besserverdienenden und dem Rest der Bevölkerung. Der SPIEGEL formulierte dazu in Zuspitzung: »Oben ist, wer bestellt. Unten ist, wer liefert. Es ist die soziale Frage des 21. Jahrhunderts.«<sup>96</sup> Gemeint ist: Wer es sich leisten kann, entlastet sich durch Helfer: Haushaltshilfe, Reinigungshilfe, Kinderhilfe, Gartenhilfe usw.

Wer sich dies nicht leisten kann, steht unter dem Joch der Doppelbelastung von Haus- und Erwerbsarbeit. Das gilt nochmals verschärft für Alleinerziehende ohne größeres Einkommen. Allerdings muss auch hier differenziert werden: Ähnliches gilt für die Einschätzung des Anwachsens von Singlehaushalten (zwischen 1996 und 2015 Anstieg von 18 auf 29 Prozent). Man kann von Vereinzelung und Vereinsamung sprechen, man kann aber auch darauf hinweisen, dass ein Drittel aller Alleinlebenden in einer Fern-

95 7. Altenbericht 2016, S. 242.

96 Ann-Kathrin Nezik, Die neuen Diener, in: DER SPIEGEL Nr. 48/2017 vom 23.11.2017, S.52-58, hier S. 54.

beziehung stehen und mindestens bei diesen die Lebenssituation nicht der Not, sondern dem Wohlstand geschuldet ist. Man gönnt sich zwei Wohnungen. Das gilt für die 20- bis 40-Jährigen,<sup>97</sup> die der Beruf auseinander hält, ebenso wie für jene – oft beide älter und verwitwet oder geschieden – die das eigene Zuhause nicht aufgeben wollen.

Wenn es richtig ist, dass der große Trend bei Familie von der Groß- über die Kleinfamilie zur Wahlfamilie geht, dann bleibt nach dem vorher Gesagten die Frage, ob die hier kurz angerissenen Entwicklungen Ausdruck einer Krise oder von Veränderungswünschen vieler Menschen sind. Auch beide Antworten können richtig sein.

Zur Familienarbeit ist auch die lebensqualitätsentscheidende Familien-Freundschafts- und Nachbarschaftsvernetzung zu rechnen;<sup>98</sup> jede Beziehung braucht stetes Investment.

### 3. Freunde

#### **Freunde – wie viele?**

Wie viele »Wahlverwandte« stehen dem Einzelnen eigentlich zur Verfügung? Und in welcher Nähe? Es sind 4–5 Personen im engeren Netzwerk, wovon die Hälfte für Rat und Trost infrage kommt. Weniger als 60 Prozent geben an, mindestens mit einer Person außerhalb der Familie eng befreundet zu sein. Zwischen 1996 und 2014 hat sich der Anteil von Mitte 40 auf Mitte 50 Prozent gesteigert. Aber es bleiben dann immer noch über 40 Prozent ohne enge Freunde und über 60 Prozent ohne Rat und Trost. Einsamkeit empfinden rund 10 Prozent.

#### **Was ist denn eigentlich ein Freund?**

Die Frage ist überhaupt nicht banal. Es gibt einen berühmten Essay über die Freundschaft, den der französische Edelmann Michel de Montaigne (1533–1592) verfasst hat.<sup>99</sup> Folgt man seiner Kernthese, stehen Facebook

---

97 So Coenen-Marx 2017, S. 124.

98 Wenn auch nicht als bürgerschaftliches Engagement; hier klaffen die verabredete Zurechenbarkeit, zum Beispiel im Freiwilligensurvey, und das Verständnis unter dem Gesichtspunkt »Gesellschaftlicher Zusammenhalt« auseinander.

99 Hier und im Folgenden zitiert nach Michel de Montaigne, Über die Freundschaft, Köln 2015.



Verändertes Familienverständnis, hier auf einem Spendenstein auf der Strandpromenade von Hermanus in Südafrika

und Rotary ziemlich begossen da. Bei Facebook nämlich ist jeder Nutzer, der sich mit einem anderen Nutzer verbindet, »Freund«. Bei Rotary – dies nur als ein Beispiel für derartige Netzwerke – sprechen sich die Mitglieder untereinander mit »Freund XY« an. Für Montaigne hingegen ist Freundschaft etwas Einmaliges, in seinem Fall die Freundschaft zu einem Dichter namens Boethius (Étienne de la Boétie).<sup>100</sup> Hier scheut der Dichter nicht vor Pathos zurück: »Die Freundschaft (gemeint: im Unterschied zur Liebe) nährt sich und wächst, weil sie geistig ist und die Seelen durchs Annahen sich immer mehr vereinigen; ich glaube, es geschah auf Verordnung des Himmels.« Folgten wir Montaigne, müssten wir in den meisten Fällen diejenigen, die wir als »Freundin« und »Freund« ansehen, als »Bekannte« und »Bekannter« verbuchen. »Meine Bekannte« – so pflegte man noch vor wenigen Jahrzehnten seine Freundin, ja oft sogar Lebenspartnerin vorzustel-

100 Von Étienne de la Boétie ist im Malik Verlag 1924 mit einer Einbandzeichnung von George Grosz ein Essay unter dem Titel »Freiwillige Knechtschaft« erschienen, der 1981 im Königsteiner Athenäum Verlag nachgedruckt wurde.



len. Nochmals der Essayist: »Im Übrigen ist das, was wir gewöhnlich Freundschaft nennen, wo Leute sich einander sehen, die Geschäfte miteinander haben und wodurch unsere Seelen sich miteinander unterhalten, eigentlich nur Bekanntschaft.«

### **Anrede als Klubabzeichen**

Die inflationäre Freundschaftsausbreitung à la Facebook wird im gesellschaftlichen Small Talk gern kritisiert. Das kann man ja auch verstehen. Deswegen ist es aber reizvoll, sie zu verteidigen. Es gibt mindestens zwei gute Gründe, die man ins Feld führen kann. Erstens drückt sich mit der Anrede die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft aus. Es gibt Parallelen: der »Kollege« bei den Gewerkschaften, der »Genosse« bei den Sozialisten und Kommunisten, jeweils weiblich und männlich, und »Bruder« und »Schwester« bei frommen Christen. Die Anrede ist in allen Fällen ein Klubabzeichen. Es trennt drinnen von draußen und macht alle drinnen zu Gleichen. Man muss sich nicht einmal den Namen merken, jedenfalls keine etwaigen Titel, um die Freundin oder den Freund, die Kollegin, die Genossen oder die Schwester korrekt anzusprechen. Dieser Punkt ist keineswegs nebensächlich. Die kollektive Anrede nivelliert, und das ist so gewollt. Man sieht sozialdemokratische Minister bei Parteitag, wie sie mit antrainierter Fassung ertragen, wenn ihnen ein ihnen persönlich unbekanntes Parteimitglied per Du und als Genosse mit Aplomb an den Karren fährt. Aus der Renegatenliteratur wissen wir, welche tödliche Bedrohung es bedeuten kann, wenn die Anrede »Genosse« in einer Auseinandersetzung um den richtigen Kurs der Partei entzogen wird.

Die Anrede »Freund« hat aber noch eine zweite Funktion. Sie ist eine herabgelassene Zugbrücke zum Nächsten, eine Freundschafts-Offerte auf der Grundlage einer gleich empfundenen Wertegemeinschaft. Was bei Rotary einleuchten mag, ist das für Facebook auch gültig? Wenn ich, um ein anderes Beispiel einer digitalen Plattform zu nennen, meinen Nachbarn auf der Straße sieze und im Netz über nebenan.de duze, so ist das schon ein bisschen merkwürdig. Hier treibt die Anspracheregeln deutlich auf ein dann allgemeines und somit letztlich nichtssagendes Du zu.

## Zur Belastbarkeit von Freundschaft

Wie belastbar sollten Freundschaften sein, wie belastbar sind sie? Montaigne erzählt in seinem Essay von einem Freund, der vor seinem Tod seinen beiden Freunden (in dem Fall sind es zwei) wichtige Aufgaben anvertraut. Der eine soll sich um die Mutter des Sterbenden kümmern, der andere um seine Tochter. Stirbt einer von beiden Freunden, bevor er seine Aufgabe erfüllt hat, soll der andere beide Aufgaben übernehmen. In der Tat überlebt einer der beiden Freunde und übernimmt beide Aufgaben. Es wird berichtet, dass er die Tochter seines Freundes zur Hochzeit mit einer besseren Mitgift ausstattete als die eigene Tochter. Montaigne erzählt diese Geschichte nicht, um die beiden Freunde wegen ihrer Hilfsbereitschaft zu preisen, sondern um die Freundschaft des Sterbenden hervorzuheben. Er, Eudamidas, war arm, seine beiden Freunde reich. Eudamidas, so lesen wir, »vermacht seinen Freunden aus Liebe und Gefälligkeit die Gelegenheit, ihm in seinem Bedürfnis zu helfen; er setzt sie zu Erben derjenigen Freigiebigkeit ein, die darin besteht, ihnen die Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie wohl tun können. Und in seiner Handlung zeigt sich ohne Zweifel die Stärke der Freundschaft viel heller als in der Tat des Aretheos«, also jenes Freundes, der die Bitten des Freundes erfüllt.

Lässt sich dieses Freundschaftsverständnis in die Gegenwart übertragen?

## Die Grenzen der Freundschaft: verschiebbar oder unverschiebbar?

Unbestreitbar ist, dass Freundschaft zwischen Gleichen sich weniger schwierig gestaltet als Freundschaft zwischen Ungleichen. Das gilt, wie wir aus vielen Dramen wissen, wenn zwei sich lieben, die verschiedener Herkunft sind: Adel und Bürgertum, Bürgertum und Proletariat. Das gilt aber auch für unterschiedliche materielle Ausstattung. »Bei Geld hört die Freundschaft auf«, heißt es im Volksmund. Man soll Freunden kein Geld verleihen oder sich von Freunden Geld leihen. Das gefährde die Freundschaft. In einer zu einer Publikation ausgebauten Dissertation kommt der Autor, Janosch Schobin, auf der Basis von Interviews zum Thema Freundschaft zum gleichen Ergebnis.<sup>101</sup> Wenn jemand wie in der Geschichte von Montaigne diese Klippe überspringt, gebührt ihm Anerkennung, besonders aber dem, der weniger hat. Wenn es um Belastbarkeit von Freundschaften geht, Stichwort

<sup>101</sup> Janosch Schobin, Freundschaft und Fürsorge, Bericht über eine Sozialform im Wandel, Hamburg 2013.

Wahlverwandtschaft, dann ist ein zweites Thema wichtiger: Es geht um Zuwendung und körperliche Pflege des anderen bei Alter und Krankheit. Auch hier setzt Schobin auf dem Hintergrund seiner Interviews ein großes Fragezeichen. Zusammenfassend Schobin: »Freunde sind keine gesetzten Spieler im Ensemble des Möglichen, wenn es um die letzte Lebensphase geht.«<sup>102</sup>

François, Hauptperson in Michel Houellebecqs Roman »Unterwerfung«, berichtet: »Ich hatte keine Freunde, das stand fest, aber hatte ich jemals welche gehabt? Und wenn man genau darüber nachdachte, was nützen einem Freunde? Ab einem bestimmten Grad des körperlichen Verfalls – und das würde deutlich schneller gehen, ich hatte vielleicht zehn Jahre, wahrscheinlich weniger, bis der Verfall offensichtlich würde und man mich nicht mehr als noch jung wirkend bezeichnen könnte – würde nur noch eine eheliche Beziehung unmittelbar Sinn ergeben und im Hinblick auf eheliche Beziehungen war es um mich ganz offensichtlich ziemlich schlecht bestellt.«<sup>103</sup>

Was also nützen einem Freunde? Und: Ist das alles festgeschrieben? Familie ändert sich, das Freundschaftsverständnis ändert sich. Man kann pessimistische Stimmen einsammeln, aus denen zu schließen wäre, dass jeder von uns im Zeitalter des Digitalen zwar einfach zu mehr Menschen die Verbindung halten kann, damit aber die Frage, ob dies auch eine Chance zur Vertiefung ist, keineswegs beantwortet ist. Verflacht Freundschaft bis zur Unkenntlichkeit, öffnen sich Familiengrenzen, werden Wahlverwandte integriert? Hilft die Verbreiterung der Netze bei der Entwicklung kleinerer, aber stabiler Netzwerke? These und Antithese klingen so plausibel, dass man sich vorstellen könnte, dass beides parallel eintritt.

Aber kein Zweifel: Der Wunsch nach guten Freunden ist heute so aktuell wie bei Montaigne. Unlängst erzählte eine Frau aus der Babyboomer-Generation vom Geburtstagswunsch ihres fünfjährigen Großneffen für sie: »Ich wünsche dir«, sagte er, »so viele Freunde, wie ich im Kindergarten habe.« So freudig, wie sie diese Geschichte erzählte, hatte man den Eindruck: Sie möchte, dass der Wunsch ihres kleinen Verwandten in Erfüllung geht.

Wie sieht es nun mit der dritten Säule neben Familie und Freunden aus?

---

102 Schobin 2013, 176.

103 Michel Houellebecq, Unterwerfung, Köln 2015, S. 161.

## 4. Nachbarn

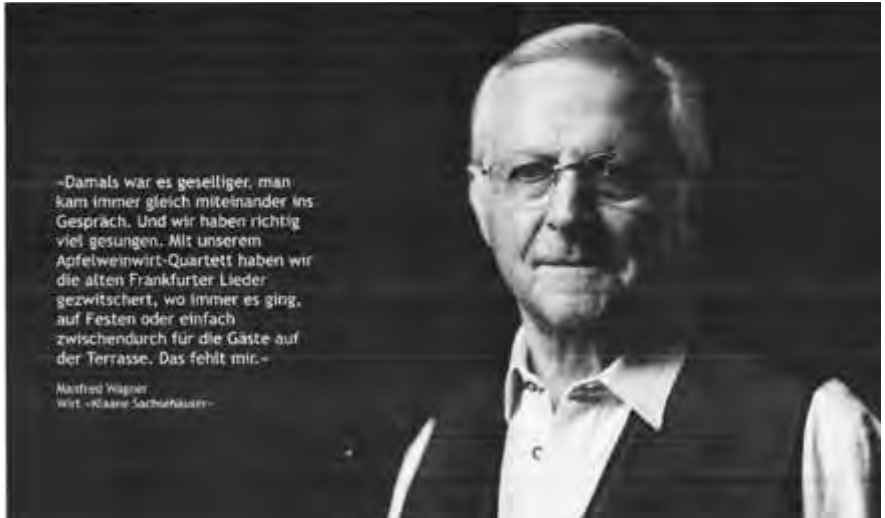
### **Nachbarschaft: Eine Geschichte**

Was eigentlich, frage ich mich manchmal, hat die Nachbarschaft in der Reihenhaussiedlung in Eschborn-Niederhöchstadt in der Nähe von Frankfurt eigentlich so positiv geprägt? Wir hatten zu vielen Nachbarn ein nettes, zu einigen ein ausgesprochen freundschaftliches Verhältnis. Eigentlich waren es Kai und Jürgen, die die entscheidenden Akzente gesetzt hatten. Das schwule Paar war klatsch- und feiersüchtig. Wenn man abends nach Hause kam und hatte nicht noch mal bei Kai und Jürgen auf einen Absacker geklingelt, gab es am nächsten Tag massive Kritik. Was einem denn einfallen! Ging man hin, blieb man lange. Jeder wurde geduzt, und man traf immer andere Nachbarn. Die fingen auch an, sich untereinander zu duzen. Kai und Jürgen durchbrachen mit ihrer Art alle Wichtigtuerei. Sie waren einfach nett und den guten Dingen des Lebens gegenüber aufgeschlossen, sie prägten zwanglosen Umgang. Das war wie befreiend. Leider hielt Kais Lunge nicht Gleichschritt mit seinem Lebensstil. Jürgen ist dann irgendwann verschollen. Sind das Veteranengeschichten? Würde heute der Koch – ein leider nur zeitweiliger Nachbar von uns, der immer vorbeikam und sich was auslieh, was er zum Rezept brauchte, ein wunderbarer Schwätzer, von dem man sich gern im Tagesablauf unterbrechen ließ – sich vorher telefonisch anmelden? Oder sich gar nicht mehr trauen, zur Ausleihe (natürlich ohne Gegengabe) vorbeizukommen?

Zur Frage nach dem Stand der nachbarschaftlichen Beziehungen liegen Umfragen vor. Denen zufolge hat knapp die Hälfte der repräsentativ Befragten nach ihren Angaben enge Kontakte zu Nachbarinnen und Nachbarn. Nimmt man diejenigen hinzu, die von einem eingeschränkten Kontakt zu Nachbarn berichten, so sind vier von zehn Menschen ohne Kontakt zu ihren Nachbarn.<sup>104</sup> Gegenseitige Hilfe und Unterstützung in der Nachbarschaft und ein lebendiges Sozialleben im Stadtteil, Quartier, Dorf oder in der Siedlung sind somit ganz und gar keine Selbstverständlichkeiten. Kommunen und andere relevante Akteure der lokalen Politik sollten deshalb die Voraussetzungen für lebendige Nachbarschaften schaffen, heißt es im 7. Altenbericht, der zwischen informeller und formal organisierter Nachbar-

---

<sup>104</sup> Zwei Jahrzehnte deutscher Alterssurvey (DEAS). Tabellen, herausgegeben von Katharina Mahne, Julia K. Wolff, Julia Simonsohn und Clemens Tisch, Römer, Februar 2016 (Tabelle A 21–2).



Früher wurde viel gesungen. Entnommen einer Präsentation des Investors Steen Rothenberger

schaftshilfe unterscheidet.<sup>105</sup> In beiden Fällen sind engagierte Bürger (ob nun in ihrem Engagement erfasst oder nicht) von großer Bedeutung.

### **The Vanishing Neighbor**

Gibt es heute mehr oder weniger Nachbarschaft? Eine kritische Sicht liefert der Amerikaner Marc J. Dunkelman in seinem Buch »The Vanishing Neighbor«: Den Amerikanern gehe der Kontakt zu den Nachbarn im Quartier und zum Friseur um die Ecke verloren. Er bezeichnet diese Kommunikationsebene als die mittlere in Abgrenzung zur inneren (Familie und enge Freunde) und zur äußeren (die Facebook-Freunde).<sup>106</sup> Auch in Deutschland finden sich solche Beschreibungen über den Rückgang nachbarlicher Beziehungen.

Christoph Hein schilderte in seiner Novelle »Der fremde Freund / oder Drachenblut« eine Fahrt von Nachbarn im Fahrstuhl eines Miethauses: »Die unbewegten Gesichter wurden abweisender. Eine schweigende Fahrt in die Tiefe ... Stumm starrte ich in Gesichter, aus allernächster Nähe und

<sup>105</sup> 7. Altenbericht 2016, S. 274 und weitere Abschnitte, hier indirekt zitiert.

<sup>106</sup> Marc J. Dunkelman, *The Vanishing Neighbor, The transformation of American Community*, New York 2014.

wurde ebenso stumm und direkt gemustert. Ein Sichkennenlernen mit allen Sinnen, unerwünscht, besonders kränkend für den Geruchssinn.«<sup>107</sup>

Aus dieser oder anderen beschriebenen oder erlebten Szenen lässt sich nicht schlüssig folgern, dass die Dunkelman'sche These von der abnehmenden Kommunikation im mittleren Raum tatsächlich belegt ist und eine entscheidende Ursache im Vormarsch der digitalen Kommunikation hat. Niemand drückt mehr auf den Klingelknopf, ohne sich vorher über das Smartphone angemeldet zu haben. Steen Rothenberger, der sich als Investor mit sozialem Gestaltungsanspruch in Frankfurt-Sachsenhausen engagiert, zitiert in einer Präsentation aus 2018 Manfred Wagner, den Wirt des Lokals Klaane Sachsenhäuser, mit den Worten: »Damals war es geselliger.«

Man verlässt die Wohnung nicht, weil man ja den anderen auch auf dem digitalen Wege erreichen kann, jedenfalls dann, wenn es sich nicht um Familie oder Peergroup (die Freunde) handelt. So wäre die These vom verschwindenden Nachbarn zu fundieren. Familienkommunikation, das zeigen die Befunde zur insbesondere örtlich veränderten Situation der Familie, ist aufwendiger geworden. Das absorbiert Ressourcen. Hinzugekommen sind die Möglichkeiten der Beziehungspflege auf digitale Weise. Dadurch lässt sich der Kontakt zu weit mehr Menschen halten, als dies in früheren Zeiten möglich war. Aber auch dafür werden Ressourcen benötigt, die vom Geld- und Zeitbudget des Einzelnen abgehen. Hinzu kommt der ungebrochen hohe Medienkonsum. Nimmt man TV und digitale Kommunikation zusammen, ist eher von einer Steigerung auszugehen. Der Konsum übersteigt den Zeitaufwand für einen Stammtischbesuch in der Nachbarschaft bei Weitem.

## **Informelle Nachbarschaftshilfe**

Wenn einem früher beim Kochen etwas fehlte, ging man zum Nachbarn und lieh sich das. Wie schon geschildert, hatte man dabei keine Hemmungen. Der Nachbar auch nicht. Es war ein Geben und Nehmen. Und heute? Zum Mindesten würde man vorher anrufen. Wahrscheinlich würde man gar nicht hingehen: weil man sich nicht kennt, weil man denkt, was könnte der denken. Die technische Entwicklung hat die Distanz nicht verringert, sondern vergrößert. Auch die ausgedehnteren Ladenöffnungszeiten machen Aushilfsaktionen von Milch, Eiern und Brot suspekt.

---

<sup>107</sup> Christoph Hein, *Der fremde Freund / Drachenblut* (die Novelle ist in Ost und West unter unterschiedlichen Titeln erschienen), 13. Aufl. Berlin 1999, S. 9 (Erstauflage 1982).

## **Verwirrung: Der neue Nachbar stellt sich vor**

Es ist also schwieriger geworden, sich Nachbarn zu nähern. Das lässt sich an weiteren Beispielen verdeutlichen. Der Brauch, dass der Neuling sich seinen Nachbarn vorstellt, ist irgendwann aus der Mode gekommen. A. V. lud beim Einzug ihrer kleinen Familie alle Hausbewohner mit einem Brief zum Kennenlernkaffee ein. Von 13 Angeschriebenen meldeten sich zwei. Die eine Partei konnte terminlich nicht, die andere kam. Der Rest: Schweigen. Das hat sie nicht entmutigt. Da sie auf der Klingel unten rechts steht, ist sie mittlerweile Anlaufstelle für den Paketboten. Und weil sie die Sendungen weder mürrisch noch wortlos ihren Nachbarn übergibt, hat sich inzwischen im Haus etwas getan. Babywäsche wird weitergegeben, selbst gebackener Kuchen vorbeigebracht, Kleinkinder vom Nachbarn gehütet. Die Distanz ist nicht aufgegeben, aber es ist ein freundliches Miteinander, gewissermaßen ein Grundrauschen an Beziehung im Haus entstanden. Erst wenn diese Beziehungen in akzeptierte Gewohnheit (»So machen wir das hier in unserem Haus«) übergehen, wird der Auszug von V. das inzwischen Aufgebaute nicht wieder veröden lassen.

Ein schönes Beispiel der Vertrauensbildung beschreibt der Journalist Sebastian Kempkens in der Wochenzeitung »Die Zeit«. Er ist neu in ein Haus gezogen. Die Wohnung wurde auf den fünfstöckigen Bau aufgesetzt, und der Autor fragt sich, jung und feierfreudig, wie er zusammen mit seinem Freund ist, ob ihn die Mietpartei unter ihm nicht eigentlich hassen müsste. Es ist ein altes Ehepaar, das schon seit Jahrzehnten im Haus wohnt. Er nimmt seinen Mut zusammen und besucht das Paar. Frau Otto sagt: »Nachbarschaft gibt's hier doch gar nicht mehr. Fängt ja schon damit an, dass einen keiner mehr grüßt!« Einige Wochen später fragt der Autor nach einer weiteren lauten Feier, ob dies für das alte Ehepaar sehr störend gewesen sei. Darauf sagt Herr Otto: »Ach, nicht der Rede wert, wir sind ja jetzt Nachbarn.«<sup>108</sup>

Bedarf und Bedürfnis zum Ausbau nachbarlicher Bindungen sind also vorhanden, die Furcht, sich etwas dabei zu vergeben, ist aber ein Hemmnis.

## **Hat jemand Frau Soller gesehen?**

Die französische Journalistin Pascale Hugues schreibt in ihrem Buch »Ruhige Straße in guter Wohnlage«<sup>109</sup> über das gegenwärtige und das vergange-

<sup>108</sup> Sebastian Kempkens, Hallo, ich bin der von oben, in: DIE ZEIT vom 22.2.2018, S. 59.

<sup>109</sup> Pascale Hugues, Ruhige Straße in guter Wohnlage, Hamburg 2013, S. 263ff.

ne Leben in einer kleinen, aber ehemals feinen Straße in Berlin, der Straße, in der sie nun seit einigen Jahren in einer schönen Gründerzeit-Wohnung lebt. Und da kommt eine Frau Soller vor, die im ersten Stock des Hauses lebte und »unsere gute Fee« war. Als sie altersbedingt auszieht, »hat sie eine Leere hinterlassen, die unsere kleine Gemeinschaft plötzlich um eines ihrer Hauptglieder amputierte«. Hugues beschreibt, was diese Frau Soller für ihre Hausgemeinschaft bedeutete. Sie hatte, so erfahren wir, die Schlüssel sämtlicher Hausbewohner und goss bei Abwesenheit der Nachbarn deren Pflanzen, leerte die Briefkästen, fütterte die Katzen, Kanarienvögel, Goldfische und Wüstenmäuse. »Manchmal, wenn man abends nach Hause kam, lächelte sie einem hinter ihren Blumenkästen zu, und dann fühlte man sich von einem sanften Kokon eingehüllt. Ja, Frau Soller war da, man war angekommen, und die Welt war in Ordnung.« Und wie war die Welt, als Frau Soller ausgezogen war? »An jenem Tag ist das Berlin der Sollers endgültig aus unserer Straße verschwunden.«<sup>110</sup>

Man kann die Geschichte der Frau Soller pessimistisch oder optimistisch auslegen. Die pessimistische Variante lautet: Der Abstand zwischen den Menschen ist gewachsen. Es ist heute sehr viel schwieriger, diesen Abstand zu überwinden, als früher. Es fehlt eine Haltung des Gebens und Nehmens, und auch der Staat kann daran nichts ändern. Die optimistische Variante lautet: Das Beispiel zeigt, wie wichtig die kleine Form der Zuwendung ist. Man sieht, was ein einzelner Mensch in einer Hausgemeinschaft bewirken kann. Wenn es gelingt, in jeder Hausgemeinschaft mit mehreren Parteien eine Person oder eine Familie zu ermutigen, sich um die anderen zu kümmern, kann daraus Großes entstehen. Die informelle Nachbarschaftshilfe umfasst, so der Altenbericht, drei Formen:

- kleine und kurzfristige instrumentelle Hilfen im Alltag
- alltagsrelevante Informationen und Ratschläge
- emotionale Unterstützung.

Worum geht es? Um kleine, spontan erbringbare, kurzfristig anfallende, wenig anspruchsvolle Aktivitäten: Aushelfen mit fehlenden Lebensmitteln, Geräten oder Werkzeugen, kleinere Einkäufe erledigen, Pflanzen versorgen bei Abwesenheit, Handwerker oder Besuch in die Wohnung lassen, kurzes und kurzfristiges Kinderhüten. Auch der Austausch von Informationen und Ratschlägen ist ein wesentlicher Teil gegenseitiger nachbarschaftlicher Unterstützung. Klatsch kann in seiner positiven Variante der sozialen Einbindung in örtliche Begebenheiten dienen. Information hilft bei Fragen

<sup>110</sup> Hugues 2013, S. 287.



und Entscheidungen im Rahmen der Alltagsorganisation. Wer stabile nachbarliche Kontakte hat, ist sozial integriert.

### **Vorteil Nähe**

Der große Vorteil der Nachbarschaftshilfe ist räumliche Nähe, Niedrigschwelligkeit, sofortige Verfügbarkeit und Selbstverständlichkeit. Allerdings ist diese Hilfe unverbindlich. Man möchte tätig sein, aber weder kontinuierlich noch verbindlich. Dazu ein Beispiel, Selbstversuch einer Journalistin in Sachen Anbahnung von Nachbarschaftsbeziehung: »DIE ZEIT« räumte der jungen Journalistin Lena Steeg eine Doppelseite ein, um ihre Bemühungen um Vernachbarlichung in einem Hamburger Mietshaus in einer wohl situierten Wohngegend zu schildern. Sie beschreibt sich als jemanden, der »aus der Enge der Provinz in die Großstadt gezogen sei, um endlich mal nicht teilhaben zu müssen«. Als sie ihre Nachbarn aufsucht, verweigert sich niemand dem Gespräch. Am Ende trägt sie den Müllsack einer kranken Nachbarin hinunter, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, und fühlt sich somit besser.

### **Aus dem Haus ist »unser Haus« geworden.**

Ob die Autorin ihren »Hausgemeinschaftsautismus«, wie sie es nennt, überwunden hat, lässt sie aber offen, denn Verbindlichkeit, die automatisch Verantwortung nach sich zieht, bleibt ihr suspekt. Der Unterschied zwischen dem Leben in einer Groß- und einer Kleinstadt mit Nachbarn verdeutlicht sie anschaulich mit einem Satz ihres Vaters zu Dinslaken, Bruch, der Straße, in der sie aufwuchs: »Wenn man dich im Bruch nackt auf den Gehweg stellt, bist du binnen fünf Minuten angezogen und hast fünf Mark in der Tasche.«<sup>111</sup> Folgerichtig fällt das Fazit, bezogen auf die formulierten Hoffnungen auf eine (re)vitalisierte Nachbarschaft, ernüchternd aus: »Pflegerische Unterstützungsleistungen, die einen verbindlicheren Charakter haben und einen engen Kontakt mit sich bringen, werden von den Nachbarn oder Nachbarinnen nicht erwartet und auch nicht gewollt. Es wird deshalb davor gewarnt, von nachbarschaftlichen Netzwerken eine Kompensation wegfallender Leistungen von Familienangehörigen zu erwarten. Die lokale Politik hat nur begrenzte Möglichkeiten, nachbarschaftliche Beziehungen zu stiften.«<sup>112</sup>

---

111 Lena Steeg, Unser Haus, in: DIE ZEIT Nr. 28 vom 30.6.2016, S. 56f.

112 7. Altenbericht 2016, S. 291.

Nehmen wir uns den letzten Satz nochmals vor. Was sind Aktivitäten, die nicht auf der Gestaltungshöhe bürgerschaftlichen Engagements sind, aber in vergleichbarer Haltung Menschen verbinden und somit – wie an anderer Stelle ausgeführt – Vertrauen in der Maßeinheit Sozialkapital schaffen? Hierzu Beispiele: Hundebesitzer gehören zum Kreis der Brückenbauer nachbarschaftlichen Miteinanders, denn sie sind bei Tag und Nacht, Sonne, Wind und Regen in den umliegenden Straßen unterwegs. Herrchen oder Frauchen sind als Sozialkapitalvermehrter von erstrangiger Bedeutung, vor allem, wenn sie agieren wie unser Nachbar H. E. Der bleibt gern stehen und spricht dann auch mit jenen, die selber keinen Hund haben. Und so wandern Informationen und Emotionen von Haus zu Haus. H. sorgt dafür, dass ich Nachbarn grüße, die ich nur über H. kenne und sie mich.

Unter der Überschrift »Die Hemmschwelle überschreiten« wird im Lokalteil der FAZ berichtet: Nachbarn in Frankfurt und Offenbach, insgesamt 40 Gastgeber, öffnen an einem Samstag und Sonntag im Juni 2018 ihre Haustüren. Sie lassen Fremde in ihre Wohnungen. Veranstalter Loimi Brautmann wird mit den Worten zitiert: »In den Privaträumen der Menschen ergibt sich eine ganz andere Möglichkeit zur Kommunikation.« Wer sich anmeldet, könne sich maximal drei Wohnungen am Tag anschauen. Ein amerikanischer Kunstsammler, der sich beteiligt, Tyrown Vincent, berichtet, er habe eine ähnliche Veranstaltung in den USA mitgemacht, konnte sich aber bis zum geglückten Start im letzten Jahr nicht vorstellen, dass ein solches Angebot bei der deutschen Mentalität funktioniere. Auch habe seine Versicherung erst einmal Schnappatmung bekommen. Natürlich sei es immer einfacher, die Tür geschlossen zu lassen.<sup>113</sup>

Solchen Aufbrüchen steht nach wie vor der Wunsch vieler Menschen gegenüber, Nachbarn auf Distanz zu halten. Verena Lueken lässt in ihrem Roman »Anderswo« ihre Protagonistin sagen: »Ihre Nachbarn hatte sie noch nie gesehen oder gehört, was sie vermuten ließ, sie lebten so wie sie. Vorübergehend hier oder dort. Ihr gefiel der Gedanke. So fühlte sie sich nicht allein, blieb aber unbehelligt.«<sup>114</sup>

---

113 N. N., Die Hemmschwelle überschreiten, Privatleute öffnen ihre Wohnungen für Fremde, in: FAZ vom 6.6.2018, mehr dazu unter [www.offen.city](http://www.offen.city).

114 Verena Lueken, Anderswo, Köln 2018, S. 18.



Beispiel aus Prince Albert, Südafrika: Abfalleimer mit Botschaften guter Nachbarschaft

### Formal organisierte Nachbarschaftshilfe<sup>115</sup>

Nachbarschaftshilfen sind Organisationen zur Vermittlung von freiwilligem Engagement innerhalb einer Stadt, eines Stadtteils, Quartiers oder Dorfes. Entstehungsgeschichte, Organisationsform, Trägerschaft, Größe und Reichweite der verschiedenen Nachbarschaftshilfen können unterschiedlich sein, angefangen bei der Trägerschaft, die bei Kommunen, Wohlfahrtsverbänden, Vereinen, Wohnungsgesellschaften, kirchlichen Einrichtungen, Genossenschaften oder Stiftungen liegen kann. Nachbarschaftshilfen haben zum Ziel, schnell und unkompliziert alltagspraktische Unterstützung innerhalb eines begrenzten Raumes zu vermitteln und dadurch Menschen im Alltag zu entlasten und zu unterstützen. Vermittelt werden Hol- und Bringdienste, Einkaufsdienste, kleine handwerkliche Hilfen, Hilfe im Garten, Schneeräumen, Begleitdienste, gemeinsame Freizeitaktivitäten, Beratung, Haustierbetreuung, Besuchsdienste, Fahrdienste, Kinderbetreuung, Hilfe bei Anträgen

<sup>115</sup> 7. Altenbericht 2016, 259ff. Ich folge der Darstellung im Altenbericht in Ausschnitten.

oder bei der Kommunikation mit Behörden. Ältere Menschen sind nicht die Einzigen, aber doch eine große Zielgruppe der Nachbarschaftshilfen, sowohl als Hilfeleistende als auch als Hilfebedürftige. Im Gegensatz zur informellen Nachbarschaftshilfe sind die helfende Person und die Hilfe empfangende Person nicht notwendigerweise miteinander bekannt.

In der Regel hat jede Nachbarschaftshilfe-Organisation ein Büro, von dem aus die Hilfeleistungen vermittelt werden. Hier gehen die Angebote für und die Anfragen nach Hilfeleistungen ein. Die Arbeit in dieser Koordinierungsstelle kann hauptamtlich oder als freiwilliges Engagement (und dabei wiederum mit oder ohne Aufwandsentschädigung) geleistet werden. Die Hilfeleistungen wiederum werden als freiwilliges Engagement erbracht.

Der Altenbericht hält fest: »Es kann nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden, dass die Selbstorganisation von Bürgern und Bürgerinnen, etwa in der organisierten Nachbarschaftshilfe, aber auch in Seniorengemeinschaften oder in Bürgerhilfevereinen, ohne Hilfe »von außen« auskommt. Vielmehr benötigen solche Formen der Selbstorganisation in der Regel Anstöße, Förderung und Unterstützung auch durch die Kommune.«<sup>116</sup> Auch hier dämpft der Altenbericht zu optimistische Erwartungen und nennt für diese Zurückhaltung drei Gründe:<sup>117</sup>

(1) Was für die Vereinbarkeit von Pflege und Beruf gelte, gelte auch für die Vereinbarkeit von Beruf und Nachbarschaftshilfe: Es sei eine große Herausforderung, beides unter einen Hut zu bringen. Dies betreffe vor allem Frauen und bedeute Mehrfachbelastung.

(2) Die Gestaltbarkeit von Nachbarschaften sei begrenzt. Es könnten zwar Rahmenbedingungen für gute nachbarschaftliche Beziehungen hergestellt und Prozesse unterstützt und moderiert werden. Die Entwicklung von Nachbarschaften könne jedoch nicht planmäßig gesteuert werden.

(3) Der Aufbau von Bekanntschaften brauche Zeit. Tragfähige nachbarschaftliche Beziehungen entstünden über Jahre. Wo die Fluktuation hoch sei, sei die Bildung von nachbarschaftlichen Gemeinschaften eher unwahrscheinlich.

Dies bedeutet für die Verfasser des Altenberichts ebenso wie des Engagementberichts aber nicht, dass gar nichts getan werden solle. Nur müsse sich Politik in diesem Fall doppelt bescheiden. Es muss langfristig investiert werden, und der Ertrag kann eintreten, muss aber nicht. Tut man andererseits nichts, verschärft gar die Situation im Quartier, dann sind Vertrau-

<sup>116</sup> 7. Altenbericht 2016, S. 259.

<sup>117</sup> Ebd., S. 265.

ensverluste von Nachbar zu Nachbar und von Nachbar zu Politik auf allen Ebenen, aber auch zur Leistungsfähigkeit und Vertrauenswürdigkeit zivilgesellschaftlicher und wirtschaftlicher Organisationen vorhersehbar.

### **Nachbarschaft wirkt über die Nachbarschaft hinaus**

Nachbarschaft bezieht sich nicht nur auf den Nächsten. Nachbarschaft wirkt darüber hinaus. Nachbarschaft bringt auch die drei Bereiche Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft zusammen, im positiven Fall mit positiv ausstrahlender Wirkung. Wenn die Nachbarschaft stabil und stark ist, profitiert auch der Fremde davon.

Dazu ein erstes Beispiel: Herr M. berichtet von einem Urlaubserlebnis im Süden Deutschlands auf dem Land. Seine Frau und er wollten am Sonntag zurückfahren, da sprang der Wagen nicht an. Was tun? Bis der ADAC eintrifft, könnten Stunden vergehen. Sie fragten ihre Wirtin, die sagte, kein Problem. Ihr Nachbar und dessen Sohn betrieben eine Autoreparaturwerkstatt, die würden helfen. Aber es ist doch Sonntag, sagte M. Die Wirtin rief bei den Nachbarn an. Die beiden waren in wenigen Minuten da und behoben den Schaden. Die Frage von M., was er nun zu bezahlen habe, löste Verlegenheit aus. M. hat den Betrag, der schließlich genannt wurde, von sich aus verdoppelt.

Ein zweites Beispiel: Mein Freund R. D., aufgewachsen in Tschechien und danach lange im Frankfurter Raum lebend, zog in eine kleine bayerische Stadt. Er wollte Parkett legen lassen und wandte sich an einen ortsansässigen Handwerker. Der maß die Räume aus, damit er das Holz bestellen könne, und vereinbarte den Termin zur Verlegung. Mein Freund wunderte sich über das Vertrauen, das der Handwerker in ihn, den neu Zugezogenen, setzte. »Er streckt mir doch Geld vor, woher nimmt er das Vertrauen, dass ich seriös bin«, fragte sich mein Freund. Er verstand nicht, dass der Handwerker, wie beim ersten Beispiel übrigens auch, Vertrauen gegen Vertrauen setzt, und lieber enttäuscht wird, als das Vertrauen in ihn aufs Spiel zu setzen.

Auch beim dritten Beispiel geht es um Vertrauen, in diesem Fall von Hausverwalter zu Kunden und umgekehrt: Herr S. betreut als Hausverwalter Wohnanlagen im Einzugsbereich von Mainz. Wenn er die elf Eigentümer durch die jährliche Versammlung führt, ist das ein Genuss an straffer Führung und präzisen Erklärungen. Ob Klingelanlage, Brandschutz, falsch parkende Mieter oder eine durchgefautete Holzverkleidung: Herr S. weiß Bescheid, hat veranlasst, schlägt vor. Mit seiner Arbeit schafft er Vertrauen,

und Vertrauen reduziert Komplexität. Das spart Ressourcen. Die Eigentümer kommen mit Freude zur Versammlung. Sie spüren die Wertschätzung durch Herrn S., und sie zahlen mit gleicher Münze zurück. Das macht alle Verabredungen einfach. In einer guten Stunde ist alles besprochen, und niemand hat das Gefühl, es sei verdächtig schnell gegangen.

Selbst als Herr S. erklärt, warum er weder Handy, Anrufbeantworter noch Fax, noch E-Mail hat, sondern feste Sprechzeiten, sind seine Kunden zwar perplex, aber nicht protestbereit. Herr S. erklärt ihnen frank und frei, er müsse sich, wenn er zur Zufriedenheit arbeiten solle, auf das Wichtige konzentrieren. Als Herr S. jetzt mitteilte, dass es Zeit für den Abschied sei, brachte er seine Nachfolgerin mit. 24 Jahre sei man zusammen gewesen. »Da steigen Sie in große Schuhe«, meint Eigentümer M. zur Nachfolgerin. Die anderen nicken beifällig, und es kommt fast ein bisschen Rührung auf.

Das vierte und vorletzte Beispiel belegt die These, dass gesellschaftliche Veränderungen von unten nach oben funktionieren können und Nachbarschaftsinitiative und politisches Engagement durchaus verträglich zusammengeführt werden können: Frau H. H. wohnt in einer kleineren Stadt nicht weit von Ulm. Sie hat mit einigen anderen einen »Weltladen« gegründet, es geht um fair gehandelte Waren. Damals, bei der Gründung, sagten viele kluge Menschen das Scheitern des Projekts voraus. Wenn Läden dicht machen müssen, wie soll sich da ein Weltladen halten? Er hat sich gehalten. Er erwirtschaftet sogar ein kleines Plus. Zum Ladenprojekt gehört auch Bildungsarbeit. »Wir gehen in die Schulen und erzählen den Kindern, was fairer Handel bedeutet.« Mittlerweile identifiziert sich der Bürgermeister mit dem Projekt. Die ganze Stadt soll sich als fair handelnde Stadt profilieren. Ein Beispiel dafür, dass man Ansichten und Verhalten verändern kann. Das geht am besten von unten. Die nächsthöheren Ebenen ziehen dann irgendwann nach. Die Vernetzung durch ein solches Projekt beschränkt sich nicht auf den Ort; der Blick weitet sich bis zum direkten Kontakt zu peruanischen Erzeugergenossenschaften. Frau H. ist auch nach vielen Jahren begeistert von ihrem Projekt. Ihre Begeisterung ist ansteckend.

Beim letzten Beispiel geht es um kleine Veränderungsimpulse. Wenn Leute in Funktionen, namentlich wirtschaftlichen Funktionen, agieren, vergessen sie ihre Möglichkeiten leider viel zu oft. Es gibt aber auch Gegenbeispiele: März 2017: Ein Straßenbahnfahrer in Frankfurt wendet sich an seine Fahrgäste: Sie möchten doch bitte in 300 Metern nach rechts schauen, dort stehe ein wunderschöner Magnolienbaum und blühe in herrlichster Pracht.